

LESEPROBE

Das schreibende Subjekt

*Eine qualitativ-phänomenologische Arbeitsstudie
der Kundenkorrespondenzprozesse kaufmännisch Tätiger*

Hartmut Reinke

Dissertation · Universität Rostock, Philosophische Fakultät

Qualitative Sozialforschung

Reflexive Grounded Theory · Ethnografische Feldforschung
Schreibprozesse im kaufmännischen Alltag

bifop Verlag · Bremen

ISBN 978-3-9820214-9-2 · www.bifop.de

Inhalt

	Zusammenfassung	IX
1	Ausgangslage	1
1.1	Aufbau der Arbeit	1
1.2	Persönliche Ausgangslage	4
1.3	Untersuchungsleitende Frage und notwendige Abgrenzungen	10
1.4	Ziele dieser Dissertation	12
2	Präkonzepte und Stand der Forschung	14
2.1	Assoziative Ansätze zu Entstehung, Entwicklung und Einsatz der Schriftsprache	15
2.2	Kaufmännisch Handelnde als Übersetzende (nach Kaiser)	47
2.3	Berufssprache und Register (nach Efing)	63
2.4	Handlungskompetenz und Individuum (Ansatz nach Volpert)	67
2.5	Übersicht der Assoziationen	71
2.6	Skizzen ausgewählter Schreibprozessmodelle	72
3	Methoden und Forschungsdesign	93
3.1	Warum qualitativ forschen – eine Orientierung	93
3.2	Material und Gütekriterien	97
3.3	Die Reflexive Grounded Theory (rGTM) im Porträt	100
3.4	Konsequenzen für das eigene Design – das Vorgehen	104
4	Die Arbeiten im Feld	122
4.1–4.9	Neun Fallstudien: Jessica, Elke, Katja, Horst, Barbara, Silke, Inge/Petra, Ute, Anton	123
4.10	Die Fälle in der Gesamtschau	257
5	Das „Schreibende Subjekt“ als Nukleus	268
5.1	Auswirkungen auf Schreibprozessforschung	268
5.2	Das Schreibende Subjekt in der Tätigkeitstheorie	270
5.3	Sensibilisierung berufspädagogischer Überlegungen	277
6	Fazit	291
6.1	Kritische Würdigung	291
6.2	Desiderata	294
	Quellen	300

1.2 Persönliche Ausgangslage

Seit etwa meinem 17. Lebensjahr mache ich mir Notizen; eine Chronologie oder ein regelmäßig geführtes Tagebuch zu schreiben, ist dabei nicht meine Intention. Mein privates Schreiben ist bis heute ein zwischen mir und dem Papier geführter Dialog, ein Darlegen, ein Fühlen auf/mit/im Papier, ein Denken, Probieren, ein Suchen und Finden des passenden, des bezeichnenden Begriffs, der den inneren Zustand, die Präsenz von Gefühlen, Ahnungen oder Ideen für mich treffend beschreibt: Es ist ein Fragen. Ein Ringen, das mir Klarheit schenkt, mich den Wald wieder vor Bäumen erkennen und meinen Weg finden lässt. Nicht die Authentizität allein schenkt mir diese Klarheit, sondern vielmehr dieses Ringen darum. Was und wie ich da schreibe, ist nicht für die Augen anderer bestimmt. Meinen Zugang zum Schreiben empfinde ich als Teil meiner Biografie und meiner Identität.

Mit diesen persönlichen Bezugspunkten zu Schreib- und Textproduktionsprozessen sehe ich mich in guter Gesellschaft mit anderen qualitativen Sozialforscherinnen und Sozialforschern, der systematisierte, intersubjektive Umgang damit spielt eine tragende Rolle, und selbstverständlich gehe ich in den folgenden Kapiteln meiner Dissertation darauf ausführlicher ein.

Auslöser meines privaten Schreibens war ein Schulpraktikum. Ich besuchte die 11. Klasse und war drei Wochen lang Praktikant in einem Kinderspielhaus. Die Fülle der Eindrücke überrannte mich; in meiner ersten Mittagspause kaufte ich mir ein Heft und einen Kugelschreiber, setzte mich auf eine Bank und schrieb nieder, was mir durch Herz und Kopf ging. Es half. Ich hörte in mich, sortierte, erkannte und kam aus dem Wust an Assoziationen und Interpretationen zu Übersicht und Ruhe. War Schreiben bis zu jenem Zeitpunkt für mich „nur“ eine in Schule und Kindheit erworbene Kulturtechnik, begriff ich auf dieser Bank ihre tiefere Bedeutung: Schreiben war mir zu Medium der Repräsentation eigener Gedanken und Überlegungen geworden. So war mir – ausgelöst durch das Praktikum und in erschriebener Reflexion – klargeworden, meine berufliche Heimat in pädagogischen Zusammenhängen finden zu wollen. Ich studierte Sozialwesen, schrieb meine Diplomarbeit über „ausgewählte Aspekte der Identitätsfindung in der Adoleszenz“ und hielt mit 23 Jahren mein Diplom als Sozialpädagoge/Sozialarbeiter in den Händen.

Wo immer ich mich seit meinem 17. Lebensjahr aufhalte, ob auf Reisen, Zuhause, dem Weg durch die Stadt oder am Arbeitsplatz – ich habe weiterhin oft ein Notizbuch bei mir. Gedanken, Reflexionen, Selbstkritik, Träume, Fantasien, Geistesblitze: Schreibe ich für mich, habe ich nur eine vage Ahnung, was entstehen wird. Es entsteht im Schreiben. Ich schrieb und schreibe nicht für die Ewigkeit, nicht für die Zukunft, sondern für mich, jetzt, hier, in diesem Moment. Das Gefühl, genug geschrieben zu haben, entsteht in mir mit dem Gefühl des klärenden Zutreffens des Geschriebenen. Treffen die Worte, was ich denke, fühle, spüre? Fühle ich das (noch) nicht, treibt es mich unter Umständen auch nachts aus dem Bett, um mich wieder ans Notieren zu setzen, an das Hören auf den Strom im Inneren. Das ist mein Zugang zum Schreiben – Schreiben ist und war für mich immer Finden, Klären, Erkennen; gewonnen durch ein offenes Darlegen der inneren und äußeren Umstände meiner Gefühle in aktuellen Lebenssituationen; Klärung, nicht selten auch in verzweifelten Anläufen erreicht oder eben auch (noch) nicht. Das offene Darlegen empfinde ich als das eigentlich öffnende Verfahren – das Schreiben öffnet mich, ich öffne mich dem Schreiben; es ist, wenn es gelingt, ein fruchtbarer Dialog, eine echte Lebenshilfe.

In meiner ersten Wohngemeinschaft, ich war knapp 20 Jahre alt, lebte ich mit zwei Freunden zusammen. Wir hatten den Traum, in eine größere Altbauwohnung in der Innenstadt umzuziehen. Der Vermieter bestand auf Referenzen und war offenbar noch unvertraut mit jungen Leuten in Wohngemeinschaften. Ich setzte mich abends an meinen Schreibtisch und formulierte spontan einen Brief an ihn. Vor dem Abschicken las ich ihn meinen Freunden vor, sie waren einverstanden mit dem Text und vor allem mit dem Vorhaben, den Vermieter mittels eines persönlichen Briefs doch überzeugen zu wollen. Um es kurz zu machen, wir bekamen die Wohnung und

darüber hinaus regelmäßig Besuch unseres Vermieters, einem Musikwissenschaftler aus Bayern, der sich als sehr nett und liebenswert herausstellte. Er war Erbe und hatte Sorge, sein Erbe in evtl. falsche Mieterhände zu geben. Nach dem Brief jedoch war er sehr angetan und bereit, sich mit uns zu treffen. Vielleicht war dieses Erlebnis ein Auftakt, ein Beginn, ich weiß es nicht. In jedem Fall schrieb ich danach mehr als je zuvor auch für andere. Ich verfasste für Freundinnen und Freunde Liebesbriefe, Beschwerdebriefe, Anträge für Behörden, Dankesworte oder Bewerbungsbriefe und wurde in meinem Freundes- und Bekanntenkreis tatsächlich weiterempfohlen. Briefeschreiben war meine Stärke, zumindest in den Augen der anderen.

Die Leseprobe endet hier. Wie aus dem privaten Schreibimpuls die Ausgangsfrage der Dissertation erwächst – und was neun kaufmännisch Tätige über ihr Schreiben an Kundinnen und Kunden preisgeben – lesen Sie in der vollständigen Ausgabe.

Das vollständige Werk ist erhältlich im Verlagshaus bifop, Bremen · www.bifop.de · ISBN 978-3-9820214-9-2